Die Reise nach Ikarien.

Roman von H. Leichmann.

(8. Fortsetzung.)

Frau Dahl trug ihr Haar kraft, glatt gescheitelt. Auf ihrem Kopf saß ein Kokette, feste Zuckerwerkhütt mit ihrem Reize. Sie [illegible] als tüchtige Gattin ihrem [illegible] Mitmenschen erhalten. Ueber die Kü und Gelle schwellten sich die Laste manch Gebäcke und Eh. Damen sprach jetzt aber selten noch jemand. Der Bäcker war gestorben und hatte ihr sein Vermögen hinterlassen. Ihre erste Sorge war nun der Speisezettel. Sie ging täglich dreimal spazieren, nur um hoffe mehr essen zu können. Niemand war vor ihr sicher, der junges Geflügel, feinstes Gemüse besaß. Alljährlich reiste sie für einige Wochen nach Karlsbad, um für die Schlemmereien Buße zu tun — und um beruhigt weiterschlemmen zu können. Wenn es regnete, saß die Frau am Fenster ihres Hauses, das am Stadtplatze lag, und interessierte sich eingehend für das Schicksal der vorübergehenden Mitmenschen.

Liebespaare stoben bei ihrem Nahen ängstlich auseinander. Auch trabschende Dienstmädchen suchten eilig ihr Heim auf, wenn die runde, große Gestalt nahte. Sie war die beste Freundin der Frau Bürgermeisterin und griff oft mit kühner Hand in die Regierung des Gestrengen. Sie konnte sich's leisten, war sie doch als mehrfache Hausbesitzerin eine der größten Steuerträgerinnen. Sie sagte mit ihrer fetten Stimme: „Meine liebe Frau Langenscheit, diese Torte ist köstlich. Hat wohl Fräulein Martinchen gemacht, was?"

„O nein, was denken Sie! Die sieht überhaupt nichts von der Küche. Hat's auch gar nicht nötig, ein so reiches Mädchen."

„Was macht sie dann nur immer? Gesellschaft hat sie hier doch nicht!"

„Sie liest, spielt Klavier, geht spazieren, fährt Auto" — „Ach ja, das Auto! Schrecklich, so ein Unding! Neulich ging ich ahnungslos im Park spazieren, kommt da das Ding hinter mir hergebraust. Ich war so erschrocken, daß ich ein paar Tage lang nicht essen konnte. Wie können Sie nur das Ungetüm in Ihrem Hause dulden?"

„Martina ist doch mein Gast. Und ich muß ihr Zerstreuung gönnen. Sie hat als verwöhntes Großstadtkind ohnehin nicht viel hier in Johannesberg."

„Nun, sie wird schon bekannt werden. Sie ist ja nicht schüchtern. Sehen Sie nur, wie vertraut sie schon mit Herrn Velten ist, und hat ihn sicher noch nicht gekannt."

Alle Blicke flogen wie auf Kommando zu dem jungen Paar hinüber, das am Fenster lehnte und hinaussah. Trotzdem es augenblicklich ganz still war, konnte man doch nichts von der Unterhaltung der beiden vernehmen. Sie sprachen nur halblaut und kehrten der Gesellschaft den Rücken zu.

Velten sagte mit gedämpfter Stimme: „Sie wissen nicht, gnädiges Fräulein, wie sehr ich mich freute, als mein Onkel mir heute die Aufforderung brachte, hierher zu kommen. Es war schon so lange mein Wunsch, Sie näher kennen zu lernen. Ich sah Sie nur immer wie ein Geist im Auto vorbeifliegen. Nur ein einziges Mal konnte ich Sie näher betrachten, draußen im Krebsgrund — wissen Sie noch?"

Martina schüttelte den Kopf. Doch der Schelm blickte aus ihren braunen Augen.

„Wie könnte ich mir alles merken, was ich hier erlebe! Wie können Sie es freiwillig so lange aushalten?"

Belustigt rief der junge Maler: „Sehr gut! Und Sie! Wer hält Sie hier? Ich zeichne doch — mache Studien! Ich denke, den Sommer über werde ich noch zu tun haben."

„Und dann?"

„Dann gehe ich nach Berlin zurück."

„Sie sind Berliner?"

„O nein, aber für die Kunst und hauptsächlich Malerei ist doch die Großstadt das einzig richtige Feld. Natürlich muß man hie und da hinaus, studienhalber, aber malen, arbeiten" . . . .

„Aber warum nicht zum Beispiel in Wien?"

„Ich weiß selbst nicht. Da ist doch nicht das richtige Leben . . . Man ist gemütlich, lustig, man hat so viel Bekannte, wird ungemein abgelenkt. In Berlin ist das richtige Arbeitsleben. Wenigstens mir kommt es so vor. Ich habe es nämlich auch schon in Wien versucht."

„Kann ich nicht einmal etwas von Ihnen sehen? Sie malen nur Landschaften?"

„Ja, nur. Oh, bei mir in meinem Atelier können Sie viel sehen. Ich verkaufe leider nur hie und da etwas. Ich habe kein richtiges Talent — bin kein Genie und kann über eine gewisse Manier nie hinauskommen. Ich weiß nicht, ob Sie etwas von Malerei verstehen — nein? Nun, ich kann nur sagen, daß ich ein Stümper bin. Das sagt nicht meine übergroße Bescheidenheit — hat heute mir Kunstkenner, Kollegen, Freunde gesagt. Kennen Sie Böcklin? Leistikow? Liebermann? Geben Sie, so möchte ich meinen können. Seine Bilder, schwermütige Landschaften mit transparentem Wasser, webenden Sommerfäden. Und ich bin so gründlich heute, meine Pinselwelt mühselig bei jedem Strauch. Mir fehlt die flotte Art. Ob ich jemals mein Ziel erreiche?"

„Da müßten Sie einen anderen Beruf, der Sie befriedigt — der Sie ernährt!"

„Fräulein, da müßte ich kein Maler sein! Es liegt in mir, ich fühle es genau. Ich muß malen. Wenn ich eine schöne Landschaft sehe, juckt's in meinen Fingern. Ich muß sie zeichnen. Es treibt und drängt mich dazu. Und meine Kraft reicht nicht. Ich sehe alles vor meinen Augen, so deutlich und klar. Und wenn es dann auf dem Bilde ist — so zerreiße ich oft die Leinwand, die Arbeit vieler Wochen."

Martina stand ein wenig enttäuscht, verstimmt. Sie hatte gedacht, er wäre ein bekannter, berühmter Maler. Und er war noch ein Suchender, Ringender. Hübsch war er — hübsch und flott — ganz nach ihrem Geschmack: schlank, sehnig, mittelgroß, mit kühnen, lustig blitzenden Augen, kurzer, gerader Nase und sehr schön geformten Lippen. Er war ganz glatt rasiert und trug auch das braune Haar kurz geschnitten. Kein Künstlertypus. Sie machte eine diesbezügliche Bemerkung. Er sagte: „Damit ich wenigstens etwas von einem Maler in mir habe — nicht? Nein, ich kann das nicht leiden, das Zurschautragen seines Standes. Aber", fügte er scherzend hinzu, „wenn ich mein erstes Bild von der „Sezession" angenommen sehe, so lasse ich die Haare lang wallend wachsen." Martina zog ein wenig spöttisch ihre feinen Mundwinkel. „Und dann sind Sie berühmt?"

Ernst erwiderte er: „Wenigstens auf dem sicheren Wege dazu. Aber ich fürchte, ich gehöre auch zu den Reisenden nach Ikarien."

Martina verstand ihn nicht genau. Doch sie mochte nicht nach dem Sinn fragen. Sie lehnte sich ein wenig zum Fenster hinaus und dachte an ihr liebes, gemütliches Wien. Auch Velten sah hinaus, doch seine Augen nahmen voll Künstlerentzücken das Bild auf, das sich ihm bot:

Unten die schlafenden Gassen, die alten Giebelhäuser von silbernem Mondgeflimmer umzittert. Und hinter den Häusern ragten stolz die Mauern des Schlosses Johannesberg auf; hoch über der Stadt thronte es mit seinen Fensterreihen, die im Mondlicht wie erleuchtet aussahen. Wie oft hatte er dies Bild schon gesehen, wenn die Nacht ihren Zaubermantel um die zitternde Erde schlug, das Mondlicht aus silberner Schale rann und flimmerte. Und nie konnte er sich satt sehen daran, es nie festhalten. Matt und stumpf sahen die Farben aus — unnatürlich und grotesk die Formen der Schatten. Er seufzte tief, tief auf und sagte zu seiner Nachbarin:

„Sehen Sie, gnädiges Fräulein, das herrliche Nachtbild! Diese Frühlingsnacht. Ich könnte direkt schwärmen wie ein Primaner. Wir sind töricht, wir Menschen, daß wir uns zu Tee und Karten in die Stube setzen. Hinaus sollte man jetzt — wären Sie dabei?"

Er sah sie an. Sie war so wunderhübsch und fein — so graziös und eine echte Dame von Welt. Ein Geschöpfchen zum Malen, aber, wie ihm schien, ein wenig oberflächlich, hochmütig. Ein klein wenig war er von ihrem Wesen enttäuscht. Aber sonst...

Sie blitzte ihn mit ihren Braunaugen an. Und lächelnd sagte sie:

„Und ob ich dabei wäre! Sie und ich im Auto! Aus Mondschein mach' ich mir nicht viel. Hab' elektrisches Licht ebenso gern! Aber im Auto möcht' ich jetzt fahren, eine gerade, gute Straße entlang, daß die Bäume nur so vorüberflögen! Wollen Sie einmal mit mir fahren?"

Der Maler machte plötzlich ein verschlossenes Gesicht und sagte kühl:

„Ich habe wenig Zeit für derartige Vergnügungen. Autos habe ich im allgemeinen nicht sehr gern, von meinem Standpunkt als Künstler aus nämlich. Man genießt keine Schönheit, alles fliegt wesenlos vorüber."

„Sind Sie immer so kritisch — und immer nur Künstler?"

Velten sah Martina voll ins Gesicht und sagte mit schlichtem Ernst:

„Nicht wahr, Sie stellten sich einen Künstler anders vor. Immer bin ich nicht so ledern, wie man so sagt. Aber an dieser Stimmung ist eben der unselige Zwiespalt in mir schuld: das Wollen und Wünschen und das Nichtkönnen, das Versagen der Kräfte. Ich habe das nie stärker empfunden, als jetzt. Ich habe da draußen ein wunderschönes Fleckchen Erde entdeckt — ich glaube, man heißt es die Ruine Reichenstein. Morgen will ich hingehen und die Skizze entwerfen. Aber ich weiß es im voraus: es gelingt mir nicht, alles in Farben wiederzugeben."

„Gehen Sie hinauf?"

„Am Nachmittag. Vom Krebsgrund aus führt ein schöner Weg hinauf. Sie kennen ihn nicht?"

„Nein, durch das Waldtal fuhr ich nicht mit dem Auto, doch zu Fuß war ich noch nirgends. Sie sind jeden Tag da draußen?"

„Ja, täglich. Ich nehme mein Kaffeebrot gewöhnlich in dem Gasthaus ein."

Beide schwiegen still und sahen in die klare Mondnacht hinaus. Frau Langenscheit trat zu ihnen und sagte mit kühlen, bösen Augen:

„Martina, möchtest du dich nicht ein wenig den Damen widmen? Sie verlangen nach dir."

Und als das Mädchen zögernd gegangen war, wandte sich Frau Ernestine an Velten mit der Bitte, bei einer Tarockpartie den Vierten zu machen. Leise lächelnd ging er dann zu ihren anderen Gästen, indem sie bei sich dachte:

„Dieser Maler, der würde mir am Ende mein schön entworfenes Haus einwerfen. Da bin ich noch da!"

Als spät die Gäste gegangen waren, sagte Martina zur Tante:

„Hast du ein Fremdwörterbuch, Tantchen?"

„Ja, was willst du damit?"

„O nichts! Nur einmal etwas nachsehen."

„Morgen, mein Kind. Ich bin todmüde. Es ist im Bücherschrank."

„Dann hole ich mir's gleich. Ich muß nachschlagen."

Sie lief eilig zu den Büchern und schlug das Wörterbuch auf. Onkel Fritz war ihr neugierig nachgeschlichen. Jetzt hörte er, wie Martina halblaut las:

„Ikarien, ein Verein von Sozialisten in Frankreich, die sich zu der Ansicht bekennen, die Cabet in seiner „Reise nach Ikarien" entwickelte und von demselben zur Auswanderung nach Amerika bewogen wurden. Sie nannten sich so mit Andeutung ihres zunehmenden, hohen Fluges, nach Ikarus, welcher sich Flügel aus Wachs" —

„Was liest du da, Kind?" fragte der alte Mann. „Das ist ja eine alte Schulweisheit!"

Martina klappte errötend das Buch zu. „Nun ja, ich weiß. Ich dachte mir es gleich. Man verschwitzt doch so manches. So, und nun gehen wir schlafen."

Hastig lief sie dem Onkel die Treppen hinauf voran.

(Fortsetzung folgt).

Matjesheringe.

Die Zeit der Matjesheringe, d. i. der frischen Heringe, ist wieder da. Man war früher des Glaubens, der Hering lebe im rätselhaften Polarmeere, von dem aus er alljährlich unter der Anführung eigener Heringskönige seine Wanderung längs der grönländischen Küste beginne. In der Nähe Islands teilte sich der Zug, und der eine Hauptarm gehe westlich nach Amerika, der andere östlich nach der norwegischen Küste. Jetzt weiß man, daß dies eine Fabel ist, und daß die sogenannten Heringskönige seltene Bandfische sind, die gar nichts mit den Heringen gemein haben und meistens außer der Zeit der Heringsschwärme gefangen werden. Um sich eine Vorstellung davon zu machen, welche gewaltige Mengen Heringe verbraucht werden, sei hier mitgeteilt, daß allein von holländischen Fischern durchschnittlich 500,000 Tonnen (die Tonne zu 800—900 Stück), also ungefähr 450 Millionen Stück, gefangen, zubereitet und dem Verbrauch übergeben werden.

Häufig wird gefragt, weshalb die schottischen Heringe in Aussehen und Geschmack von den holländischen so verschieden sind. Diese Frage ist leicht zu beantworten: erstens beginnen die Schotten mit dem Fangen an ihrer Westküste kurz nach der Laichzeit, also wenn sich der Hering noch nicht erholt und noch nicht Fett angesetzt hat, und zweitens warten sie zu lange mit der Zubereitung. Der Schotte fischt in offenen Schiffen, kehrt nach 24 Stunden mit seinem Fang zur Küste zurück, nach welcher Zeit die Fische schon tot sind, und nimmt dann erst das Einsalzen vor. Mit dem Fange des Herings beschäftigen sich in Holland mehr als 400 Schiffe, die zu Anfang von Vlaardingen, Scheveningen und Maasluis nach den Shetland-Inseln zieht, um hier, wenn die Fische ihren Zug um die schottische Küste beendigt haben, dem Fange obzuliegen. Jedes Schiff hat eine Bemannung von 15 Matrosen und Arbeitern, darunter viele Deutsche. Der Fang geschieht mit Netzen, die kurz vor Sonnenuntergang gelegt werden. Zwischen 12 und 2 Uhr nachts werden die Netze gestellt. Die gefangenen Fische werden alsbald zubereitet, indem man mit einem Schnitt Kiemen, Galle und Eingeweide entfernt. Dann kommen sie sofort auf den Markt.

Die Hotels des Berner Oberlandes pflegten früher jedem Gast auf den Nachttisch eine Bibel zu legen.

Die Kapelle im Palazzo Caffarelli, dem preußischen Gesandtschaftspalais in Rom, war ursprünglich ein Stall.

Der Lotteriegewinn.

Eine Jugenderinnerung von Wilhelm Schäreffenn.

Als ich Pennäler, ich aber mir auf der Schulbank ein geschlitztes Tintenfaß, dem schon nach einigen Wochen wegen seiner einzigen Unrede vom Lehrer das Hätchen brummen zugezogen wurde, als es vom Nachbar wegen Tinte nahte. Einst Tages brachte er ein allerliebstes Spielzeug mit in die Klasse, ein kaum aus Holz geschnitzte Männchen, das einen Bären darstellte und gewiß aus einer „Arche Noah" oder einer „Menagerie" stammte.

Ich hatte mich gleich beim Anschauen so in das Spielzeug verliebt, daß ich ganz benommen davon war. Die ganze Stunde schielte ich heimlich hin, wenn Franz den Löwen auf dem Rande seiner Tafel spazieren gehen ließ oder ihn auf die Klappe des Tintenfaßes stellte.

Wie stolz er dann dort stand, den Rachen aufgesperrt und den Schwanz in kühnem Bogen zur Erde geneigt, wie er nun vorrückte, die Griffelteilen entlang, und dann langsam die schräge Tischplatte hinabspazierte und zur Abwechslung für ein paar Sekunden unter dem Tische zu verschwinden.

Ich war so entzückt, daß ich alles um mich vergaß, und plötzlich in höchstem Schrecken zusammenfuhr, als der Lehrer die Bankreihe herabschritt und sich mit den Worten an Fränzchen wandte: „Na, dann zeig' mir Dein Spielzeug doch auch mal her!"

Nun half kein Mauspitzen — es mußte gepfiffen sein, und Franz blieb nichts anderes übrig, als den Löwen der grausamsten Gefangenschaft zu überliefern. Denn schweigend schritt der Lehrer mit ihm zu seinem Pult zurück, öffnete schweigend den Deckel, setzte den Löwen in den geheimnisvollen Raum, ließ dann den Deckel niederfallen und schloß das Gefängnis sofort mit rasselndem Schüsselbunde schweigend wieder ab, als gelte das arme Tier, das er darin eingesperrt hatte, niemals wieder an das fröhliche Licht des Tages kommen.

Es dauerte Wochen, bis wir es wieder zu sehen bekamen. Aber eines Tages holte der Lehrer ganz unverhofft den Gefangenen wieder hervor und wollte ihn Franz zurückgeben, wenn er es fertig bringe, bis zum Schluß der Stunde nicht wieder zu schwatzen.

Nun ist es möglich, daß Franz an dem Besitz des Löwen nichts mehr lag und er sich mittlerweile an den Verlust gewöhnt hatte, oder aber er konnte wirklich nicht bis zum Schluß still sitzen — genug, am Schluß der Stunde verkündete der Lehrer, daß Franz nicht still gesessen habe, daß er also auch den Löwen nicht wieder kriegen solle! Es solle darum eine Lotterie gemacht werden, und der Löwe solle der Gewinn sein!

Alle Köpfe drehten sich nach Franz herum — aber der nahm die Entscheidung mit augenscheinlichem Vergnügen auf. Die Vorbereitungen für die angekündigte Lotterie schienen ihn mehr zu interessieren, als der Besitz des Löwen, der einsam auf dem Pult des Lehrers seines neuen Besitzers harrte.

Mit großer Sorgfalt wurden nun 63 Lose angefertigt, gefaltet und gemischt. Darauf verkündete der Lehrer, daß er auf eins der Lose das Bild eines Löwen gemalt habe. Wer dieses Los ziehe, habe den Löwen gewonnen.

Zum ersten Mal nahm ich an einer Lotterie teil, und mein Wunsch, den Löwen zu gewinnen, war so groß, daß ich die Vorbereitungen nur mit Herzklopfen verfolgen konnte.

Mit geschlossenen Augen durfte auch ich endlich in das geheimnisvolle Zigarrenkästchen langen, in dem der Lehrer die Nummern gemischt hatte, und dann, als alle ihre Lose vor sich auf dem Tische liegen hatten, durften wir auf ein gegebenes Zeichen die geheimnisvollen Zettel auseinanderfalten — —

Ich glaube, ich bin nie strahlender aus der Schule nach Hause gekommen, als an diesem Tage. Sorgfältig in den Griffelkasten eingeschlossen, brachte ich den „Gewinn" des Tages, den Löwen, heim, beneidet von der ganzen Klasse und selig in dem Bewußtsein, solch ein großartig schönes Spielzeug zu besitzen. Alle Wünsche meines Lebens schienen mir damit erfüllt!

Mir ist es heute noch rätselhaft, wie gerade ich dazu kam, den Löwen zu gewinnen. Rätselhaft darum, weil ich nie wieder in meinem Leben etwas gewonnen habe. Ich habe keine glückliche Hand darin und stets eine Niete gezogen, wenn mich mal der Aberwitz juckte, ein Lotterielos zu kaufen. Es ist, als wenn ich für die Seligkeit des ersten Gewinnes alle anderen drangegeben hätte. Das wäre dann vielleicht so ein Stück ausgleichende Gerechtigkeit, denn die Freude über einen Gewinn von Fünfzigtausend kann nicht größer sein, als die meinige damals war.

Aber alle irdische Freude ist vergänglich, und eines Tages sah ich ein, daß es doch noch höheres auf der Welt gab, als einen aus Holz geschnitzten Bären zu besitzen.

Es war ein regnerischer, stürmischer Nachmittag. Wir waren aus der Schule entlassen, und ich hatte mit meiner Freundin Tini, einem feinen Mädchen aus der Nachbarschaft, durch Regen und Wind nach Hause. Wir gingen zusammen unter einem Schirm, den mir, ich gut es gehen wollte, gegen den Wind zu balancieren versuchten, was oft schwer genug war, da der Wind an Straßenkreuzungen so heftig brausete und so plötzlich herumsprang, daß man schon aufpassen mußte, wenn er nicht unter das Schirmgestell fahren sollte.

Plötzlich aber ereilte uns doch das Unglück. Ein Hohnwind faßte Tinis Schirm und klappte ihn wie ein flatterndes Segel um, wobei er einen mehr als spannenlangen Schlitz in eine der Bahnen des Ueberzuges riß und ein paar Stangen zerbrach, als wenn es Streichhölzer wären. Da das Unglück so schnell und unvermutet gekommen war, hatten wir beide nichts Besseres zu tun gewußt, als den Schirmstock so krampfhaft wie möglich festzuhalten. Kaum aber hatte Tini das Unglück gesehen, das der Wind dem Schirm zugefügt hatte, als sie herzbrechend zu schluchzen anfing.

Sie trampelte mit den Füßen, schrie, als wenn sie gehängt werden sollte, und war durch nichts zu trösten.

Ich versuchte alles, ihre Tränen zum Versiegen zu bringen, aber sie ließ sich auf nichts ein und brüllte weiter, als könne der Schirm allein durch ihr Klagelied wieder in eine anständige und brauchbare Form gebracht werden.

Zuletzt erbarmte sich eine Frau über sie und brachte den Schirm in seine ursprüngliche Form zurück. Die zerbrochenen Schirmstangen und das Loch konnte sie freilich nicht beseitigen, und das war für Tini ein ausreichender Grund, weiter zu brüllen.

Ich streichelte ihr die Backen, redete ihr zu, so gut ich konnte, — nichts half.

Da kam mir ein Gedanke.

Stand nicht zu Hause mein Löwe, sauber und wohl erhalten? Mußte sein Besitz nicht ein weinendes Mädchenherz trösten können? Was galt mir der Löwe, wenn Tini nur endlich zu weinen aufhörte, und über ihrem lieben Gesicht wieder die Sonne aufging?

Leise fragte ich sie darum: „Tini, Du, möchtest Du nicht einen Löwen haben?"

Die Frage mußte Tini wohl so überraschend kommen, daß sie tatsächlich sofort mit ihrem Geheul abbrach, mich unter Tränen ansah und fragte: „Was für 'n Löwe ist das denn?"

Ich erzählte ihr nun also von meinem Löwen, und Tini vergaß ihren Schirm darüber, zog friedlich mit zu unserem Hause und ließ sich gnädig den Löwen schenken, der so lange der Stolz und die heimliche Freude meiner Spiele gewesen war.

Einige Sekunden betrachtete sie ihn und lief dann spornstreichs nach Hause, den ramponierten Schirm gleichgültig wie einen Schleppsäbel hinter sich herschleifend.

Heimlich gab es mir doch einen Stich, als ich mich so leichtsinnig meines Lotteriegewinns, des einzigen meines Lebens, begeben hatte.

Aber hatte Tini ihn nicht gekriegt? War das nicht ein Trost, der den Verlust reichlich aufzuwiegen vermochte? — —

Ich muß gestehen, daß es mir hinterher doch nicht so leicht wurde, mich damit abzufinden, als es mir anfänglich hatte scheinen wollen. Im Gegenteil, schon bald hinterher faßte mich bittere Reue. Aber die Würfel waren gefallen, der Löwe war dahin, und es blieb mir nichts anderes übrig, als mich in das Unabänderliche zu fügen — und zu verzichten, eine Erziehung, die das Leben an mir fortgesetzt hat, — bis auf den heutigen Tag. Und darum, wenn ich heute einmal in die Lage käme, ein weinendes Mädchenherz trösten zu müssen — aber man soll den Teufel nicht an die Wand malen!

Die Nachricht, welche Frau Sarah Butterbaugh von Indiana, Pa., erhielt, daß ihr Schwager L. A. Hallister, ein Veteran des Bürgerkrieges, während der Feier in Gettysburg an einem Hitzschlag gestorben sei, hat sich als irrtümlich erwiesen. Hollister wurde zwar von der Hitze übermannt und ins Feldhospital überführt, jedoch erholte er sich bald und konnte die Heimreise antreten.

Des Turnvaters Jahn Sohn verdiente sich sein Brot als Fährmann auf der Unstrut.

Eine Pflanze, die Wulienia carinthiaca, kommt allein auf der Kühweyrer Alpe in Kärnthen vor.

Durch ein Stück Fleisch, welches sich beim Frühstück in Andrew Remos „falsche Kehle" setzte, fand der Mann in Minneapolis, Minn., seinen Tod. Er aß mit seinem Schwager John Bertal zusammen in dessen Wohnung. Bertal sah das Würgen seines Verwandten nicht und bemerkte das Unglück erst, als Remo tot von seinem Stuhle gefallen war.

Schwer errungen.

Die erste Nordlandfahrt des deutschen Kaisers.

Die 1888 so hoch einsetzende Reisefreudigkeit des deutschen Kaisers fand bekanntlich in Bismarck einen Gegner. Der Kanzler gab dem jungen Herrscher auf die politischen Reisen nach Petersburg und nach den Hauptbädern des Nordens, dann nach Wien und Italien den damaligen Staatssekretär des Auswärtigen Herbert Bismarck und den Legationsrat v. Kiderlen-Wächter als Begleiter bei, die über alle Einzelheiten des Verlaufes zuverlässig nach Berlin berichten konnten. Aus Briefen, die Kiderlen nun von der ersten Nordlandfahrt des Kaisers an seine Verwandten schrieb, setzt ein Korrespondent ein hübsches Bild des Kaisers auf Reisen zusammen.

„Der Kaiser hat", so erzählt er, „um seine erste Nordlandreise im Jahre 1889 einen harten Kampf führen müssen. Schon im Jahre 1888, als der Kaiser, angeregt durch die Schönheiten einer Schärenfahrt zwischen Rußland und Schweden und begeistert durch das malerisch-imposante Bild der Hafeneinfahrt von Stockholm, den Wunsch äußerte, auch die norwegische Küste kennen zu lernen, hat Bismarck Schwierigkeiten bereitet, — im übrigen verbot sich die Fahrt wegen der vorgerückten Jahreszeit und den einmal angefangenen politischen Besuchen von selbst. Als dann nach sorgfältiger Vorbereitung des Reiseprogramms durch den bekannten Forschungsreisenden Dr. Güßfeldt der Zeitpunkt für die Nordlandreise im Sommer 1889 festgelegt werden sollte, hat Bismarck kein Mittel unversucht gelassen, die Reise doch noch im letzten Augenblick zu hintertreiben. Noch am 2. Juni 1889 hoffte Bismarck, wie sein Sohn Herbert mitteilt, daß die Reise unterbleiben würde, der Leibarzt des Kaisers wurde mit angespannt, das Ziel zu erreichen, der Kaiser sollte in ein deutsches Bad gehen. Bismarck ließ kein Mittel unversucht. Als schließlich der Kaiser seinen Willen dennoch durchsetzte, gab es „eine furchtbare Hatz", und die erste Nordlandreise mußte unter so ungünstigen Auspizien angetreten werden, daß Kiderlen am 10. Juli notieren konnte: „Der Zeitpunkt der Abreise war allerdings ein recht kritischer... es handelt sich um nichts weniger als um eine Kanzlerkrise..." und ein Jahr später, als schon Caprivi Reichskanzler war: „ich hoffe jedenfalls, daß diesmal für mich die Reise dienstlich leichter wird als voriges Jahr, wo bereits die Konflikte anfingen. Schon sehr ernst! Ich durfte damals den Tampon machen, habe mich redlich für die Bismarcks abgeschunden... Der Kaiser ist sehr nett und der Verkehr äußerst zwanglos", bemerkte Kiderlen.

„Er sieht es nicht als Verstoß an, nimmt es vielmehr freundlich auf, wenn man ihn an Deck — falls die Umstände es zulassen — anredet, und oft entwickeln sich daraus Gespräche, die eine bleibende Erinnerung zurücklassen. Streng ist der Kaiser in der Handhabung der Dienstgeschäfte und in der Beaufsichtigung der den einzelnen Personen des Gefolges übertragenen Obliegenheiten. Dreimal am Tage vereinigt der Kaiser seine Gäste, nebst den Kommandanten und zwei Offizieren des Stabes, zu gemeinsamer Mahlzeit um sich: des Morgens um 9 Uhr, des Mittags um 1 und des Abends um 8 Uhr. Die Unterhaltung bei Tisch ist von der angenehmsten Art. Zuweilen werden auch Kontroversen lebhaft diskutiert, mit einem Hin und Her von Offenheit, in der sich jahrelange freundschaftliche Beziehungen widerspiegeln. Es herrschen dann nicht immer der leise Flüsterton und die Gemessenheit in Haltung und Geberde, die für die kaiserliche Hoftafel im Berliner Schloß sich von selbst verstehn. Der Kaiser bekundet herzliche Freude, wenn gelegentlich die „Geister auseinanderplatzen", wenn die Konversation das akustisch erlaubte Maß überschreiten."

Kiderlen erzählt am 16. Juni 1889: „Die Reise geht nun also doch noch bis zum Nordkap, vor einer Stunde haben wir den nördlichen Polarkreis überschritten. Die Gegend ist wild und großartig, das Wetter prachtvoll. Mein Geburtstag war doch nachträglich herausgekommen und wurde am 11. Juli nachträglich durch ein von Leutnant von Hülsen vorgetragenes Gedicht gefeiert, worauf sich der Kaiser erhob und mit mir anstieß. Auf Anstiften Waldersees schenkte mir die Tischgesellschaft einen großen Porzellanhumpen. Die Abende verlaufen teils harmlos, teils musikalisch — der unmusikalische Kiderlen machte hier drei Ausrufungszeichen — teils zauberte Hülsen etwas vor, teils muß man irgend etwas aufführen: ich habe schon den Zwerg aufgeführt und zum größten Gaudium des Kaisers das Licht ausgelöscht!!!" Zehnmal hat Kiderlen-Wächter an der Nordlandfahrt teilgenommen; alle 24 mal waren Reisebegleiter der Hausmarschall des Kaisers, Freiherr von Lyncker, und Geheimrat Prof. Güßfeldt.

Unsere Schnittmuster-Offerte

9626.
Dressing- oder Haus-Rock für Damen.
Gemusterter japanischer Crepe in blauen Schattierungen, mit Garnierung in blau, ist hier abgebildet. Das Dessin eignet sich ebenso gut für Plaids, Lawns, Flanell, Percale, Reinseide oder Batist. Die Vorderteile haben Gruppen von Falten, die bis zu irgend einer gewünschten Tiefe gestoppt werden können. Der Rücken ist einfach. Die Halsfonte ist mit einem tiefen Kragen versehen, der über die Schultern zugeknöpft ist. Der Aermel, kurz oder lang, hat hübsche Manschette. Das Muster ist in 6 Größen geschnitten: 32, 34, 36, 38, 40 und 42 Zoll Brustweite. Es benötigt 3 Yards 44zölligen Stoff für die 36zöll. Größe.
Preis des Musters 10 Cents.

„Neuer Frühjahrs- und Sommer-Katalog mit allen neuesten Moden jetzt fertig. Jeder Leserin der „Omaha Tribüne für 10 Cents zugesandt."

Bestellungs-Anweisungen:

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke den Coupon nebst dem oben erwähnten Preis an das

**PATTERN DEPARTMENT
OMAHA TRIBUNE,
1311 Howard St.**

Der „Omaha Tribüne" Coupon
Ich wünsche Muster No. .....
.... Zoll Brust- oder Taillenweite.
(Jahre .... bei Kindersachen.)
Name .....
No. ..... Straße .....
..... Stadt .....

Verdis „Leibwache gegen den bösen Blick."

In den vierziger Jahren erlebte in Neapel Verdis Oper „Alzira" ihre Uraufführung und fiel vollständig durch. Unter allen Italienern sind die Bewohner von Neapel besonders abergläubisch, und so fand ihr Aberglaube denn heraus, weshalb Verdis Oper durchgefallen sei: der böse Blick war dran schuld, und der „Jettatore" war Capecelatro, ein guter Freund Verdis. Ein paar Jahre darauf, 1849 war es, sollte in Neapel wieder eine Oper Verdis zum ersten Male über die Bretter gehen. Die Verdi-Gemeinde in Neapel hatte den „Jettatore" nicht vergessen und beschloß, die Wirkung des bösen Blickes bis zur Uraufführung der Luise Miller auf alle Fälle unmöglich zu machen. Es bildete sich eine freiwillige Leibwache für Verdi; Tag und Nacht, wo er ging und stand, war Verdi von seinen Treuen umgeben, und sein Freund Capecelatro konnte sich ihm wirklich nicht nähern. Es war eine schwere Prüfung für den Musiker, der seinem Freunde wirklich von Herzen zugetan war, doch fügte er sich in das Unvermeidliche und so 'am die Uraufführung heran. Nach dem ersten Akte brachen die Zuhörer in rauschenden Beifall aus, nach dem zweiten jubelte man laut, und die „Leibwache gegen den bösen Blick" war froh, ihre Arbeit von solchem Erfolge gekrönt zu sehen. Alles drängte sich um den Komponisten, und diese Gelegenheit benutzte Capecelatro, um Verdi nach lange erzwungener Trennung wieder in die Arme zu schließen. Der dritte Akt beginnt — die Zuhörer sind plötzlich wie ausgewechselt, man beginnt zu pfeifen und zu lärmen, der dritte Akt fällt vollständig durch, und die „Leibwache gegen den bösen Blick" weiß, wer daran schuld ist.

— Huldigung. Gardeleutnant vor dem Schillerdenkmal: „Leider immer wenig Zeit für Litteratur. Habe aber jehört, haben ja patenten Satz verzapft: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand jegeben." Danke! — 'n Morjen!"